

Räume und Orte als soziale Konstrukte

Plädoyer für einen verstärkten Einbezug sozialer Aspekte in die Gestaltung städtischer Parkanlagen

Die Wahrnehmung von Orten und Räumen ist naturgemäß eine subjektiv geprägte Angelegenheit. So hat eine Parkanlage für einen Passanten, eine Obdachlose, Kinder und Jugendliche eine unterschiedliche Bedeutung. Dabei laufen Wertschätzung, Vertrautheit, Identifikation als emotionale Prozesse – ähnlich wie bei der eigenen Wohnung – bei den Nutzerinnen und Nutzern auch bezogen auf „ihre“ öffentlichen Grünanlagen ab. Planung, Gestaltung und Bewirtschaftung städtischer Grün- und Parkanlagen müssen deshalb berücksichtigen, dass dieser physisch-reale, öffentliche Raum in seiner Ausgestaltung möglichst vielen sozialen Identitäten Rechnung trägt. Der Beitrag setzt diesen Anspruch in Verbindung zu den Erfordernissen einer sozialen Nachhaltigkeit, die nicht nur soziale Gerechtigkeit und Partizipation, sondern auch Wohlbefinden beinhaltet – Voraussetzung auch für ein bürgerschaftliches Engagement für die jeweils „eigenen“ Parkanlagen.

Eine der größten Herausforderungen der Stadtplanung im 21. Jahrhundert ist es, den Menschen in den globalisierten städtischen Räumen ein Zuhause zu geben (vgl. Fenster 2004: 4). Parkanlagen als Bestandteil der städtischen Grünflächen können einen wichtigen Beitrag dazu leisten, weil sie die Lebensqualität einer Stadt ohne Zweifel erhöhen. Parkanlagen werden aufgesucht zur Erholung und Entspannung. Städtische Grünflächen dienen als Treffpunkt für junge und alte Menschen, für Frauen und Männer, Mädchen und Jungen. Man sieht sich und wird gesehen, treibt Sport, spielt oder hält ein Schwätzchen. Man fühlt sich wohl und vielleicht sogar ein bisschen „draußen zuhause“, weil man sich den wolkenlosen Sonntag ohne diesen Ort schon gar nicht mehr vorstellen kann.

Parkanlagen, die gefallen, die gerne aufgesucht werden und Menschen zum Verweilen – und nicht nur zum raschen Durchqueren – einladen, erhöhen die Lebensqualität. Dabei liegen uns jene Orte besonders am Herzen, zu welchen wir eine persönliche Beziehung aufgebaut haben, die irgendwie zu unserem Leben – „zu uns“ – gehören. Die eigene Wohnung ist oft ein solcher Ort. Aber auch öffentliche Orte können ein Stück weit „zu uns gehören“, weil wir sie täglich oder regelmäßig oder einfach sehr gerne besuchen und darin verweilen. Zu solchen „eigenen“ Orten tragen wir Sorge – und wir tragen gerne Sorge, weil wir sie erhalten möchten; wir fühlen uns ein Stück weit verantwortlich. Dieses „Sich zuhause fühlen“ ist es letztlich, was die Lebensqualität einer Stadt ausmacht (vgl. Fenster 2004). Es scheint dabei auf der Hand zu liegen, dass verschiedene Menschen sich in unterschiedlichen Räumen wohl fühlen. Nicht alle haben dieselben Bedürfnisse. Diese Differenzen gilt es bei der Gestaltung und Bewirtschaftung zu berücksichtigen – damit alle Gesellschaftsmitglieder ihren Nutzen daraus ziehen können. Denn soziale Gerechtigkeit ist ein zentrales Anliegen einer nachhaltigen Stadtentwicklung.

Um die anspruchsvollen Ziele einer nachhaltigen Stadtentwicklung zu erreichen, müssen drei Bedingungen erfüllt werden: Erstens sind die komplexen Konzepte Nach-

haltigkeit und Lebensqualität mit wissenschaftlicher Sorgfalt zu behandeln. Zweitens darf das stadtplanerische Potenzial weder über-, noch unterbewertet, sondern muss „realistisch“ eingeschätzt werden. Für eine solchermaßen adäquate Einschätzung der Möglichkeiten von Stadtplanung ist drittens ein anderes als das bisher übliche Raumverständnis nötig.

Dieser Artikel¹ hat zum Ziel, einerseits vor Augen zu führen, dass auch und gerade von einer sozialwissenschaftlichen Sichtweise her die Bedeutung des „Raumes“ nicht, wie oft angenommen, irrelevant und vernachlässigbar ist. Andererseits plädieren wir für einen vermehrten und dezidierten Einbezug sozialer Aspekte in die Gestaltung öffentlicher städtischer Räume.

Physischer Raum und sozialer Raum

Bis heute dominiert sowohl im Alltagsbewusstsein (vgl. Ruhne 2003) als auch in einigen neoklassischen Raumwirtschaftstheorien (vgl. Läßle 1991) die Vorstellung vom so genannten „Behälter-Raum“ oder „absoluten Raum“. Dieses Raumkonzept beruht im Wesentlichen auf der Galilei-Newtonschen Physik. Raum wird hier als losgelöst und unabhängig von Materie verstanden (vgl. Läßle 1991; Löw 2001). Vor dem Hintergrund von Albert Einsteins Relativitätstheorie entwickelte sich in den Naturwissenschaften ein alternatives Raumkonzept: das relativistische². Gemäss diesem neuen Konzept bilden Raum und Materie nicht mehr einen Dualismus, denn Raum entsteht erst durch die Beziehungen zwischen Objekten (Löw 2001).

Diese physikalischen Raum-Konzepte finden ihre Entsprechung auch in den Gesellschaftswissenschaften (vgl. Läßle 1991). Der gesellschaftliche Raum kann also ebenfalls entweder als absoluter oder als relativer Raum konzipiert werden. Im Behälter-Raum-Konzept steht der physische Raum – verstanden als materielles Substrat, Territorium oder Ort (vgl. Löw 2001: 9) – außerhalb des gesellschaftswissenschaftlichen Erklärungszusammenhangs und ist des-

halb nicht weiter von Interesse (vgl. Läßle 1991). Das relativistische Raumkonzept versteht den physischen Raum dagegen als Manifestation des gesellschaftlichen Raumes. Räume können so als Träger von subjektiven und/oder sozio-kulturellen Bedeutungen verstanden werden (vgl. auch Bourdieu et al. 1997: 160; Bourdieu 1991: 26f.).

Wie jedoch die physisch-materielle Raumstruktur hervorgebracht, reproduziert und transformiert wird und welche gesellschaftlichen Funktionen die einzelnen Raumelemente aufweisen, kann auch mit der Sichtweise des relativistischen Raumkonzeptes nicht erfasst werden (vgl. Läßle 1991). Löw (2001: 13) schlägt daher vor, Räume und Orte nicht als bereits bekannt vorauszusetzen, sondern in den Handlungsverlauf zu integrieren. Unter dieser Perspektive ist Raum eine relationale (An)Ordnung von Körpern (ebd.: 153f.). Relationale Räume als Ergebnisse von sozialen Konstruktionsprozessen sind somit grundlegend dynamisch, prozesshaft und wandelbar. Sie sind jedoch nicht beliebig formbar, weil Raum und räumliche Strukturen materialisierte Formen sozialer Strukturen sind und somit auf gesellschaftliche Prozesse zurückwirken. Allerdings ist der konstitutive Charakter eines Raumes von den darin Handelnden schwer zu erkennen, weil durch die Materialisierung der Raum der/dem Einzelnen als objektiv erscheint (vgl. Löw 1996 in: Ruhne 2003).

Die Nutzung³ öffentlicher Räume ist also unter anderem abhängig von der Gestaltung dieser Räume selber. Dieser Einfluss der geplanten und gebauten Umwelt auf die Handlungen und das Befinden der Menschen wird in der *Sozialforschung* oft viel zu wenig berücksichtigt. In der *Städteplanung* hingegen wurde er bis in die 1970er Jahre weitaus überschätzt.⁴ Gestalterische Elemente sind freilich nicht in der Lage, rein durch ihre Existenz die Gesellschaft zu verändern. So kann zum Beispiel die Abwesenheit eines Fußballtors auf einem offenen Rasen seine ausschließliche Nutzung durch Knaben als Fußballfeld hemmen, sie kann jedoch nicht garantieren, dass sich Mädchen vermehrt auf dieser Wiese bewegen. Denn die Handlungen im öffentlichen Raum sind nicht nur beeinflusst von der Ausgestaltung dieses Raumes, sondern sie sind immer auch eingebettet in soziale und kulturelle Strukturen, welche gewisse Handlungen für Knaben als legitim erscheinen lassen, nicht jedoch für Mädchen – und umgekehrt.

Die einst hochtrabenden Ambitionen der Städteplanung wandelten sich deshalb im Verlaufe der 70er und 80er Jahre des 20. Jahrhunderts in Kleinmut. Bezweifelt wurde jetzt, ob die öffentliche Stadtplanung überhaupt noch etwas bewirken könne oder solle (vgl. Selle 1996). Inzwischen hat sich die Einsicht durchgesetzt, dass die Stadtplanung zwar zur räumlichen Entwicklung beiträgt, diese aber keinesfalls alleine zu gestalten in der Lage ist (vgl. ebd.). Die Stadtplanung hat also mittels Gestaltung sehr wohl Einfluss

auf die Nutzung des öffentlichen Raums – aber sie hat auch ihre Grenzen. Dieses Potenzial gilt es mit einer überlegten Zielsetzung auszuschöpfen, um die Nachhaltigkeit und Lebensqualität der Städte zu erhöhen.

Soziale Nachhaltigkeit: Wohlbefinden – Gerechtigkeit – Partizipation

Gemäß der Brundtland-Kommission⁵ ist eine nachhaltige Entwicklung dann gewährleistet, wenn „die Bedürfnisse der heutigen Generation befriedigt werden, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse zu beeinträchtigen“. Diese sehr allgemein gehaltene Definition nachhaltiger Entwicklung muss für die praktische Umsetzung weiter konkretisiert werden. So lautet zum Beispiel die Arbeitsdefinition der Fachstelle Stadtentwicklung der Stadt Zürich (Stadt Zürich 2004: 6) wie folgt: „Nachhaltig ist eine Entwicklung dann, wenn sie die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit sichert, das menschliche Wohlbefinden und die soziale Gerechtigkeit stärkt sowie zur Sicherstellung der natürlichen Lebensgrundlagen für Mensch, Tier und Pflanzen beiträgt.“

Neben der ökologischen und ökonomischen ist in der Zürcher Definition mit den Begriffen der sozialen Gerechtigkeit und des Wohlbefindens auch die soziale Dimension angesprochen. Diese „soziale Dimension der Zukunftsfähigkeit“ ist die Fürsorge um gleiche Lebenschancen und um die gerechte Verteilung der Risiken (Aliesch/Hermann 2000: 35). Sie ist die bisher in Planung und Forschung am wenigsten beachtete Dimension.

Im Nachhaltigkeitsbericht der Stadt Zürich heißt es weiter, dass sich Zürich als soziale Stadt versteht, „in der sich möglichst alle Einwohnerinnen und Einwohner wohl fühlen können und in die Gesellschaft integriert sind“ (Stadt Zürich 2004: 6). Als Teil der Integration ist neben dem Wohlbefin-



Abb. 1: Draußen zuhause in der „Stadtlounge“ von St. Gallen – das erste „öffentliche Wohnzimmer“ in der Schweiz [Foto: Elisabeth Bühler]

den auch die Möglichkeit zur Mitwirkung Bestandteil der sozialen Nachhaltigkeit. Unter einer sozial nachhaltigen Stadt wird also eine Gesellschaft verstanden, in welcher alle Gesellschaftsmitglieder respektiert werden und deren Integration, Partizipation und gleichberechtigter Zugang zu öffentlichen Ressourcen und Dienstleistungen gewährleistet werden soll.

Das Prinzip der sozialen Nachhaltigkeit weist damit einen engen Bezug zur Definition des öffentlichen Raumes auf. In einem weit verbreiteten Verständnis gelten Räume als öffentlich, wenn sie im Besitz der Allgemeinheit sind und grundsätzlich allen Gesellschaftsmitgliedern zur Verfügung stehen: „Von öffentlichen Räumen darf von Gesetzes wegen kein Mensch aufgrund von Geschlecht, Status, Alter, Nationalität, Hautfarbe etc. ausgeschlossen werden“ (Scheller 1995: 83). Dieser juristische Anspruch auf gleichberechtigten Zugang garantiert nun aber noch nicht, dass alle Gesellschaftsmitglieder tatsächlich gleichermaßen vom öffentlichen Raum profitieren, denn die theoretische Öffentlichkeit dieser Räume wird durch gesellschaftliche – formelle und informelle – Ausschlussprozesse eingeschränkt. Eine sozial nachhaltige Städteplanung muss daher dafür sorgen, dass solche Ausschlussprozesse unterbunden und stattdessen Integrationsprozesse gefördert werden. Polèse (2000) plädiert dafür, die soziale Vielfalt als Antriebskraft und nicht als Hindernis für eine sozial nachhaltige Entwicklung zu betrachten. Der Autor gesteht aber auch ein, dass eben dies eine der größten Herausforderungen der heutigen globalisierten Städte ist.

Auch empirische Studien zur Nutzung öffentlicher Räume gehen meist von der Prämisse aus, dass eine gelungene Gestaltung und Bewirtschaftung öffentlicher Freiflächen eine möglichst große Vielfalt an Nutzern, Nutzerinnen und Nutzungen aufweist (vgl. z. B. Fenster 2004; Garcia-Ramon et al. 2004; von Oertzen 2002; Paravicini 2003). Dabei kann jedoch rasch aus dem Blickfeld geraten, dass Vielfalt alleine noch keine soziale Gerechtigkeit garantiert. Es gilt, einen Schritt weiter zu gehen und zu analysieren, welche Gesellschaftsmitglieder den öffentlichen Raum wie, wozu, wann, wie lange und mit welchen Auswirkungen auf andere Anwesende nutzen. So zeigen Untersuchungen in Paris, Barcelona und Berlin, dass Parkanlagen zwar von Frauen und Männern aufgesucht werden, die Konzentration der beiden Geschlechter jedoch je nach Tageszeit, Wochentag und Ort innerhalb des Parks schwankt (vgl. von Oertzen 2002; Ortiz et al. 2004; Paravicini 2003). Aus den Ergebnissen geht überdies hervor, dass die Gestaltung verschiedener Parkanlagen zu klar erkennbaren geschlechtsspezifischen Nutzungsmustern führt. So besetzen Frauen und Mädchen ruhige, eher geschützte Räume, während Männer und Jungen sich die aktionsorientierten Räume – und zwar die nutzungsoffenen wie auch die nutzungsspezifischen – aneignen. Männer und Jungen bewegen sich mehr und Raum greifender, die Spiele



Abb. 2: Wiese des neuen Wahlen-Parks in Zürich-Nord [Foto: Françoise Schmit, Zürich]

der Mädchen nehmen weniger Raum in Anspruch. Aber auch wenn Männer ruhigen Aktivitäten nachgehen, (diskutieren, das Geschehen beobachten und dergleichen) unterscheidet sich ihr räumliches Verhalten von demjenigen der Frauen: Männer platzieren sich eher im Zentrum, in gut sichtbaren Bereichen, während Frauen Rückzugsgebiete bevorzugen, die geschützt sind, aber dennoch den Blick auf das Geschehen frei geben (vgl. Paravicini 2003: 70). Paravicini (2003: 71) interpretiert diese geschlechtsspezifische Raumeignung als eine Verdrängung von Mädchen und Frauen: „Women and girls are being pushed aside“. Eine solche Interpretation scheint auf der Hand zu liegen und ist sehr verbreitet. Feltz (2002: 51) kritisiert sie jedoch als allzu einfach und unreflektiert: „Ein expansives Raumhandeln scheint normal und erstrebenswert zu sein; je mehr Raum, je mehr Bewegung, desto besser. Hartnäckig hält sich die Annahme, mehr Raum für Mädchen sei wünschenswert“ (vgl. auch: Löw 2001). Das bedeutet letztlich, dass eine Anpassung der weiblichen Verhaltensweisen an männliche gefordert wird, ohne kritisch zu hinterfragen, ob der männliche Raumkonsum tatsächlich der erstrebenswertere sei und ohne zu hinterfragen, welche Ursachen und Konsequenzen dies für Frauen und Männer habe. Auch Löw (2001: 247) weist darauf hin, dass der weibliche, oft als defizitär verstandene Raumkonsum der Mädchen durchgängig als erklärungsbedürftig erscheint, nie dagegen das „Herumstreunen“ der Knaben. Oft wird (stillschweigend) angenommen, dass weiträumige Handlungen Selbstbewusstsein ausdrücken und zu Raumkompetenz führen. Löw (2001: 249-253) kann jedoch anhand einiger Studien zeigen, dass auch die Handlungen von Mädchen als „raumkompetent“ bezeichnet werden können, dann nämlich, wenn Raum als prozesshaft und konstituierend verstanden und nicht als gegeben vorausgesetzt wird (siehe oben). Mädchen konstituieren Räume eher in Auseinandersetzung mit Menschen, Jungen dagegen eher in Auseinandersetzung mit sozialen Gütern (vgl. Ahrend 2001). Von Verdrängungsmechanismen zu sprechen ist folglich eine normative Aussage, die nach einer Begründung und Rechtfertigung ruft.

Neben der Identitätsdimension Geschlecht sind weitere soziale Kategorien wie ethnische Zugehörigkeit, sozio-ökonomischer Status (vgl. Ortiz et al. 2004) und Alter ausschlaggebend für die Erwartungen an öffentliche Räume.⁶ Aber auch die soziale Funktion, in welcher öffentliche Räume aufgesucht werden, beeinflussen Ansprüche und Zufriedenheit. Diese Vielfalt an sozialen Identitäten führt zu unterschiedlichen Wahrnehmungen ein und desselben Ortes. Im Interesse einer sozial nachhaltigen Stadtentwicklung muss diesen Differenzen in der Gestaltung und im Betrieb von öffentlichen städtischen Räumen Rechnung getragen werden. Insbesondere gilt es, unterschiedliche Nutzungsansprüche nicht zu einem Nullsummenspiel verkommen zu lassen, sondern Wege zu finden, um „das eine zu tun und das andere nicht zu lassen“ – also zum Beispiel Frauen Raum zu geben und ihn Männern zu lassen (vgl. von Oertzen 2002). Eine solcherart erfolgreiche Stadtplanung vermag viel zur Erhöhung der urbanen Lebensqualität beizutragen.

Lebensqualität: comfort – belonging – commitment⁷

Mit den drei dem „National Master Plan of Israel“ entlehnten Begriffen *comfort*, *belonging* und *commitment* entwickelte die Stadtplanerin und Geografin Tovi Fenster ein Konzept, um den schillernden und unscharfen Begriff der Lebensqualität analytisch besser zu erfassen: „The somehow over-used term ‚quality of life‘ means a combination of comfort, belonging and commitment to the society in Israel with the ties to the place, the identification and the commitment with the physical environment – this is the vision of our landscape“ (Assif in: Fenster 2004: 3).

Shamay Assif, Architekt und Autor des erwähnten Master Plans, führt weiter aus, dass *comfort* einhergehe mit „loosening up, unwinding, and warmth“, mit Entspannung und (menschlicher) Wärme. *Belonging* und *commitment* hingegen seien nicht einfach da, sie müssten etabliert, kreierte werden. Assif sieht eine Korrelation zwischen dem Zuhause und dem Staat, zwischen privat und öffentlich. Dieses Konzept ist insbesondere interessant, weil es unsere gängigen Dichotomien von öffentlich/privat durchschneidet und infrage stellt. Die Unterschiede zwischen öffentlich und privat sind plötzlich nicht mehr von grundsätzlicher Natur, denn: was uns zuhause gut tut, brauchen wir auch, um uns im öffentlichen Raum wohl zu fühlen, eben: „zuhause“ zu fühlen.

Die drei Begriffe *comfort*, *belonging* und *commitment* können auch als verschiedene Stufen räumlicher Aneignungsprozesse interpretiert werden. Während *comfort* lediglich (aber immerhin) ein Wohlbefinden, ein Sich-Wohlfühlen meint, gehört zu einem „sense of belonging“ schon ein Gefühl der Zugehörigkeit, setzt also einen Prozess der Identifikation mit dem betreffenden Ort voraus. Ein persön-

liches Engagement für einen spezifischen Ort im Sinne eines *commitment* hingegen sind Menschen nur bereit zu leisten, wenn sie an der Gestaltung und Planung des Raumes partizipieren können.

Parks sollen so geplant und gestaltet werden, dass sie die Besucher und Besucherinnen motivieren, sich mit ihnen zu identifizieren. Diese Anforderung an Parks kommt sowohl in Wettbewerbsverfahren für neue Parks zum Ausdruck (vgl. Stadt Zürich 1996) als auch in Studien über die Wirkungen von Parks auf die Bevölkerung (vgl. Paravicini 2003). Besucher und Besucherinnen sollen sich nicht nur im Park wohlfühlen, der Park soll auch Teil ihrer Identität sein. Was Teil von mir ist, ist mir wichtig; dem trage ich Sorge; dafür bin ich bereit, einen Einsatz zu leisten. Dieses „Commitment“ trägt wiederum zur Qualität einer Parkanlage bei.

Den drei Begriffen *comfort – belonging – commitment* ist gemeinsam, dass sie sich vor allem über das subjektive Empfinden definieren. Sie sind deshalb kaum objektiv und mit einfachen Indikatoren mess- oder nachvollziehbar. Eine Person, die einen Park durchheilt, um eine Straßenbahn zu erreichen, kann sich trotz des hastigen und kurzen Aufenthaltes möglicherweise sehr wohl fühlen in diesem Raum und in der Eile die Durchquerung sogar genießen. Auf den ersten Blick nicht sichtbare, komplexe soziale Ausschlussprozesse können umgekehrt verhindern, dass eine Person trotz längerem Aufenthalt im Park – zum Beispiel im Zusammenhang mit der Beaufsichtigung von Kleinkindern – ein Zugehörigkeitsgefühl entwickeln kann. Um solchen Zusammenhängen auf die Spur zu kommen, sind Befragungen und die Anwendung qualitativer Untersuchungsmethoden unerlässlich.⁸

Fazit

„Räume“ und „Orte“ sind soziale Konstrukte, welche durch die handelnden Personen immer wieder aufs Neue hergestellt werden. Das bedeutet, dass dieselben Räume und Orte unterschiedlich wahrgenommen werden und verschiedene Bedeutungen erhalten. Diese Aussagen sind jedoch keinesfalls eine Absage an die „Realität“ des physischen Raumes. Gerade durch die sinnliche Wahrnehmung und die soziale Konstituierung sind Räume real, wenn auch weder in einem objektiven noch in einem absoluten Sinn. Die Vielfalt der Wahrnehmungen „desselben“ Raumes ist auf die Vielfalt sozialer Identitäten – bestimmt durch Geschlecht, Alter, sozio-ökonomischen Status, ethnische Zugehörigkeit usw. – zurückzuführen. Die konstruktivistische und prozesshafte Eigenschaft des physischen Raumes bedeutet auch nicht, dass materielle Objekte für das menschliche Handeln unbedeutend wären. Sie beeinflussen das Handeln in einem vorstrukturierenden Sinn und wirken damit auf den sozialen Raum zurück.

Die Gestaltung und Bewirtschaftung von öffentlichen Parkanlagen soll deshalb daraufhin ausgerichtet sein, dass sie einerseits die soziale Gerechtigkeit hinsichtlich der Nutzung dieser Anlagen fördern und andererseits möglichst vielen Gesellschaftsmitgliedern eine Identifikation mit den Anlagen ermöglichen – damit sich die Menschen nicht nur in den eigenen vier Wänden, sondern auch draußen zuhause fühlen.

Anmerkungen

- 1 Dieser Artikel ist ein erstes Produkt von SOSPA (Soziale Aspekte der Raumeignung in nachhaltigen städtischen Parks) – einem Teilprojekt des Projektes „Nachhaltiges Entwerfen, Bewirtschaften und Aneignen städtischer Parkanlagen“ – im Rahmen des Nationalen Forschungsprogrammes (NFP) 54 „Nachhaltige Siedlungs- und Infrastrukturentwicklung“. Für Details des Projektes sei auf die Homepage <http://www.geo.unizh.ch/nfp54/> verwiesen. Erste empirische Ergebnisse sind in etwa einem Jahr zu erwarten. Wir danken dem Schweizerischen Nationalfonds (SNF) für die finanzielle Unterstützung.
- 2 Läßle bezeichnet mit dem Begriff „relationales Raumkonzept“, was Löw „relativistisches Raumkonzept“ nennt. Wir orientieren uns in diesem Artikel an Löws Terminologie.
- 3 Das hier vertretene konstruktivistische Raumverständnis erlaubt es eigentlich nicht, von Raumnutzung zu sprechen, weil es ja theoretisch keinen vorfindlichen Raum gibt, den es „nur“ zu nutzen gilt. Unter „Raumnutzung“ verstehen wir deshalb Handlungen an einem Ort, die durch soziale und räumliche Strukturen vorstrukturiert sind. Zu unterscheiden wäre ferner zwischen Raumnutzung und Raumeignung (siehe: Bourdieu 1991; Feltz 2002; Ortiz et al. 2004), was jedoch aufgrund der Kürze dieses Artikels als Hinweis ausreichen muss.
- 4 So schrieb z. B. Cornelius Gurlitt 1920, dass die Stadt „des Städtebauers Werk“ sei (in: Selle 1996).
- 5 Weltkommission für Umwelt und Entwicklung; im Auftrag der Vereinten Nationen 1987 unter dem Vorsitz der damaligen norwegischen Ministerpräsidentin Gro Harlem Brundtland eingerichtet. Auf der Arbeit dieser Kommission beruhen wesentliche Grundlagen des Konzepts der nachhaltigen Entwicklung.
- 6 Der Ansatz der „Achsen der Differenz“ (Herzig/Richter 2004; Knapp/Wetterer 2003) leistet hier gute wissenschaftliche Dienste zur Untersuchung verschiedener und multipler sozialer Identitäten.
- 7 Wir übersetzen *comfort* mit Wohlbefinden, *belonging* mit Zugehörigkeitsgefühl, *identification* und *commitment* mit Bindung, *responsibility* mit Verantwortlichkeit.
- 8 Im Rahmen des SOSPA-Projektes sind daher ab dem Sommer 2006 ergänzend zu Beobachtungen auch ausführliche qualitative Interviews mit Parkbesucherinnen und Anwohnern geplant.

Literatur

- Ahrend, C.: Lehren der Straße. Über Kinderöffentlichkeiten und Zwischenräume. In: Ecarius, J./Löw, M.: Raumbildung – Bildungsräume. Über die Verräumlichung sozialer Prozesse. Opladen 1997, S. 197-211
- Aliesch, M./Hermann, H.: Handlungsansätze für soziale Nachhaltigkeit. Kontinuität und Wandel – Ein Anspruch gewinnt Konturen. In: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 1/2000, S. 33-40
- Bourdieu, P.: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, M. (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt a. M. 1991, S. 25-34

- Bourdieu, P.: Ortseffekte. In: Bourdieu, P., et al.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 1997, S. 159-167
- Feltz, N.: Bewegung und die Aneignung öffentlicher Räume in Lebensläufen von Frauen und Mädchen. In: Kramer, C. (Hg.) FREI-Räume und FREI-Zeiten. Raum-Nutzung und Zeit-Verwendung im Geschlechterverhältnis. Baden-Baden 2002, S. 49-59
- Fenster, T.: The global city and the holy city. Narratives on knowledge, planning and diversity. Harlow/New York 2004
- Garcia-Ramon, M. D./Ortiz, A./Prats, M.: Urban planning, gender and the use of public space in a peripheral neighbourhood of Barcelona. In: Cities, Heft 3/2004, S. 215-223
- Herzig, P./Richter, M.: Von den „Achsen der Differenz“ zu den „Differenzräumen“: Ein Beitrag zur theoretischen Diskussion in der geografischen Geschlechterforschung. In: Bühler, E./Meier Kruker, V. (Hg.): Geschlechterforschung. Neue Impulse für die Geographie. Zürich 2004, S. 43-64
- Knapp, G.-A./Wetterer, A. (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster 2003
- Läßle, D.: Gesellschaftszentriertes Raumkonzept. Zur Überwindung von physikalisch-mathematischen Raumauffassungen in der Gesellschaftsanalyse. In: Wentz, M. (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt a. M./New York 1991, S. 35-46
- Löw, M.: Raumsoziologie. Frankfurt a. M. 2001
- Oertzen, S. von: Treffpunkt, Bühne und ruhige Oase für Frauen? Interaktions- und Aneignungsmuster in öffentlichen Stadträumen aus geschlechtsdifferenzierender Sicht am Beispiel von Quartiersgärten und -parks in Barcelona und Paris. In: Kramer, C. (Hg.) FREI-Räume und FREI-Zeiten. Raum-Nutzung und Zeit-Verwendung im Geschlechterverhältnis. Baden-Baden 2002, S. 111-128
- Ortiz, A./Garcia-Ramon, M. D./Prats, M.: Womens' use of public space and sense of place in the Raval (Barcelona). In: Geo-Journal, Heft 3/2004, S. 219-227
- Paravicini, U.: Public Spaces as a Contribution to Egalitarian Cities. In: Terlinden, U. (Hg.): City and Gender. International Discourse on Gender, Urbanism and Architecture. Opladen 2003, S. 57-80
- Polèse, M.: Learning from each other. Policy choices and the social sustainability of cities. In: Polèse, M./Stren, R. (Hg.): The Social Sustainability of Cities. Diversity and the Management of Change. Toronto 2000, S. 308-334
- Ruhne, R.: Raum Macht Geschlecht. Opladen 2003
- Scheller, A.: Frau Macht Raum. Geschlechtsspezifische Regionalisierungen der Alltagswelt als Ausdruck von Machtstrukturen. Zürich 1995
- Selle, K.: An der Entwicklung der Städte mitwirken. Oder: vom Hang und Zwang zur Kooperation. In: Wentz, M. (Hg.): Stadt-Entwicklung. Frankfurt a. M. 1996, S. 21-31
- Stadt Zürich – Fachstelle für Stadtentwicklung (Hg.): Zürich – Stadt mit Weitsicht. Nachhaltigkeitsbericht der Stadt Zürich. 21 Indikatoren zur Entwicklung 1985-2003. Zürich 2004
- Stadt Zürich – Gartenbau- und Landwirtschaftsamt (Hg.): Oerliker Park Zentrum Zürich Nord. Studienauftrag. Zürich 1996

Dr. Elisabeth Bühler ist Oberassistentin am Geographischen Institut der Universität Zürich und Leiterin des Projektes „Nachhaltiges Entwerfen, Bewirtschaften und Aneignen städtischer Parkanlagen“ („Sustainable design, management and appropriation of urban public parks“ – SUP). **Heidi Kaspar**, Dipl.-Geografin, ist Doktorandin am Geographischen Institut der Universität Zürich. Im Rahmen von SUP bearbeitet sie das Teilprojekt SOSPA („Soziale Aspekte der Raumeignung in nachhaltigen städtischen Parks“). ■